



Drei fränkische Lyriker der Gegenwart

Gewürdigt von Dr. Peter Schneider

I.



er ersten zusammenfassenden Besprechung fränkischer Dichter und Schriftsteller in unserer Zeitschrift seien ein paar allgemeine Bemerkungen vorausgeschickt.

Männiglich weiß, daß Schaffen schwer, den Kritiker spielen aber leicht ist. Wenigstens machen sich die meisten Menschen die Beurteilung von Kunstwerken leicht. Auf Kleinigkeiten stürzen sie sich wie der Teufel auf eine arme Seele. Zuletzt kommt dann, als schlechtes Pflaster auf eine gerissene Wunde, die Schlußbemerkung: „Doch vermögen diese Einzelheiten das Gesamtbild des Werkes nicht wesentlich zu beeinträchtigen.“ Worin aber das „Gesamtbild“ besteht, das hat uns der Kritiker nicht verraten; er ist ja selber gar nicht zu seiner Erkenntnis vorgedrungen.

Das ist die eine Gruppe. Wieder andere tun, als hätten sie zu tiefst in der Seele des Künstlers, des Dichters gelesen. Die berühmten Leute, die Gras wachsen und Flöhe husten hören, sind gegen sie Waisenkaben. Sie behaupten Dinge, an die der Dichter selber nie gedacht, bei deren Nennung er sich vor Lachen kugeln möchte. Die Ergebnisse dieses Lesens in den geheimsten Falten der Dichterseele werden vielfach in einem Stil vorgebracht, der – der – nun ich meine den Ästhetizistenstil, der sich unter dem Strich mancher Zeitungen, in den Buchbesprechungen mancher Zeitschriften, auf den Waschzetteln mancher Verleger breit macht. Ihr Lieben, das ist eine Schwefelbande. Sie bringen die Kunstbetrachtung und die Kunst selber in Verzug. Sie machen, was Eigentum des Volkes werden sollte, zum Besitz einer kleinen Kaste. Manche von ihnen, wie der Sudler „Maximilian Harden“, schreiben in dem sogenannten Krotoschiner Deutsch, wie es Ludwig Thoma einmal so treffend genannt hat. Weg! –

Aber auch außerhalb dieser Kreise wird noch viel gesündigt. „Neben der Kraft lebensvoller Auferweckung und Aufrufung vergangener äußerer Geschehnisse und innerer Entwicklungen sowie zielsicherer Ausgestaltung der Träger einer buntbewegten Handlung steht noch die Unkraft eines gewissen Mangels an konzentrierend vereinheitlichender Zusammenschließung des epischen Vortrags.“ – Das ist auch nichts, verehrte Landsmännin. Das heißt man einen einfachen Gedanken in höchst gespreizter und darum kaum mehr genießbarer Form ausdrücken. Das ist vor allem nichts für das Volk. Jawohl, für das Volk! Und damit meine ich nicht nur das sogenannte niedere Volk. Ich meine den allergrößten

Teil des Volkes. Der Kritiker wendet sich nicht bloß an den Schöpfer des Werkes, das er bespricht. Wollte er sich nur an diesen wenden — ei, dann könnten Druckerschwärze und Papier gespart werden. Er schreibt für die Leser seiner Zeitung, seiner Zeitschrift. Ihr Urteil will er bilden; ihnen will er Wegweiser sein, daß sie zum Verständnis des besprochenen Werkes vorzudringen vermögen. Und darum hat er die dreimal verdamte Pflicht und Schuldigkeit so zu schreiben, daß sie es verstehen. Das „Volk“ braucht nahrhafte Kost; Zuckerzeug verdirbt die Zähne oder den Magen, und Eicheln sowie auch Steinkohlen — fressen die Schweine. —

Man mag aus dem Gesagten ersehen, in welchem Geist die Werke von Dichtern und Künstlern in unserem „Frankenland“ besprochen werden sollen.

II.

Dem fränkischen Wesen liegt die Lyrik, die Dichtung des Gefühlslebens im ganzen recht gut und namentlich in der Gegenwart ringt eine nicht geringe Zahl unserer Landsleute mit den Angehörigen der anderen deutschen Stämme eifrig um die Palme dieser Dichtungsgattung. Sie wollen die Worte, die Hermann Lingg in seinem „Deutschen Heerbannlied“ den Schwaben von sich sagen läßt: „Mir blüht des Liedes Gabe“ auch für sich in Anspruch nehmen. Heute wollen wir sehen, was drei fränkische Landsleute, deren Geburtsorte durch die Namen Wiesenthéid — Heidingsfeld — Rieneck bezeichnet werden, uns zu sagen haben.

Bu Wiesenthéid, dem kleinen Schönbornischen Residenzstädtchen vor dem Steigerwald, erblickte 1881 Nikolaus Fey das Licht der Welt. Er hat uns manches Büchlein schon geschenkt, mit Gedichten in fränkischer Mundart und in hochdeutscher Sprache, und auch ein Roman, „Der kleine Heiland“, ist im Druck erschienen. Heute liegt neben mir der Gedichtband „Mit den Schnittern, Lieder der tiefen Sehnsucht“ (Philippus-Verlag Lohr a. M.). Nur auf eine Zeit des Jahres und der menschlichen Arbeit, auf die Erntezeit der Brotsfrucht, nehmen fast alle Gedichte des Bändchens irgendwie Bezug. Eine sehr einheitliche Stimmung durchweht infolgedessen das Buch. Wohl den reinsten Ausdruck dieser Stimmung dürfen wir in folgendem Gedicht erblicken:

„Und sammelst du auch Garben ein
Mit einem Lied von Glück im Blut,
Noch weißt du nicht, ob morgen früh
Die Frucht auf deinen Tennen ruht.“

Und führst du auch die Fahren heim
Und lächelst deiner Sehnsucht zu:
Wie auf den Dielen heut das Korn,
So still und reif wirst einmal du.“

Wenn deine Seele Lieder singt,
Weil deine Hand den Reichtum wiegt:
Denk' an die Sense, die du trägst,
Die oben auf den Garben liegt.“

So ist es: die Erntezeit weckt in dem Dichter vor allem Gedanken an die Vergänglichkeit des Irdischen. Immer und immer wieder kehrt dieser Gedanke, mannigfach abgewandelt, und in der starken Betonung dieses Gedankens dürfen wir einen Teil der Eigenart des Dichters erblicken. Denn gestehen wir: nicht alle Menschen haben in der Erntezeit diese Empfindungen. Ich selber z. B. bekenne mich zu ganz anderen Gefühlen. Mögen nun die Tropfen häuerlichen Blutes in meinen Adern daran schuld sein oder überhaupt eine in diesem Punkt weniger empfindsame Veranlagung: noch niemals hat mich das Fallen der Halme irgendwie traurig gestimmt, niemals rufen sie Todesvorstellungen in mir hervor; mir war die Getreideernte noch immer die fröhliche Zeit der Segnung über die Früchte getaner Arbeit. Ganz sicher empfindet so auch die Mehrzahl aller Menschen, und wir sind daher schon aus diesem Grund berechtigt in Nikolaus Fey, der uns sonst auch heitere Gedichte geschenkt hat, einen wehmütigen Grundzug als einen Teil seines Wesens festzustellen.

Nicht immer ist in dem Buch nur genau von der Ernte die Rede; der Dichter lässt Zeitverhältnisse hereinspielen, und für Liebesgefühle findet er zarte, süße Worte:

„Wie der Mond in der Nacht
Durch die Wälder sich schleicht,
So ist mir dein Gang,
Wenn dein Kleid über Leppiche streicht . . .“

Aber auch die Liebesgedichte sind ernst, und auch wo sie von Glück sprechen, zittert in ihnen ein Unterton von Melancholie. Nun mag man sagen, daß der Dichter hiermit vielleicht noch in dem Bann einer Richtung steht, die im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in dieser Art dichtete und die mir selber aus meinen Universitätstahren wohlbekannt ist. Aber es kann auch etwas anderes vorliegen. Ganz gewiß hat dieser Dichter seine engere fränkische Heimat sozusagen in sich aufgesogen, und diese Heimat ist schön, aber auch ernst mit dem blauen Hintergrund des Steigerwaldes, den verstreuten dunklen Wäldern des flacheren Landes und nicht zuletzt mit ihren Getreidefeldern, die nur ein paar Wochen lang „lachen“, dann aber von harter Arbeit und von der Notdurft des Lebens sprechen, weil eben das Brot in ihnen Wellen schlägt.

„Mäher kommen mit den Sensen
In das weiße Feld hinaus
Und die weißen Wolken wandern
Ihrem ernsten Gang voraus.“

Wer sieht bei diesen Worten nicht fränkisches Land vor sich? —

Zum Ernst gesellt sich in Feys Dichtung eine Neigung zu gedanklicher, zuweilen grüblerischer Auswertung seiner Eindrücke. Außerordentlich stark ist seine Neigung, das Geschaute als etwas Sinnbildliches zu empfinden;

„Des Sommers heißen Atem steht
Frühmorgens vor der Tür:
Und geht die Sense aus zum Schnitt,
Dann wandert er mit ihr . . .“

Die Haft der Welt um Gut und Glück
Brennt dir an Stirn und Hand;
Der Atem der Begierde geht
Nun auch durchs weiße Land."

Von diesen Strophen (es ist die 1. und 3. eines Gedichtes) entspricht die zweite im Gedankenaufbau genau der ersten. Die Habgier der Welt hat ihr Sinnbild in der Hitze des Sommers. Was der Dichter sieht, das wird ihm zum Gleichnis, und er spricht es auch ganz unumwunden aus:

„Weißt du, daß alles, was dich grüßt,
Ein Gleichnis deines Lebens ist?"

Diese Neigung zur gedanklichen Auswertung der Eindrücke geschieht hier und da auf Kosten der überzeugenden Bildhaftigkeit, wenn etwa der Dichter sagt:

„O du reifer Sonnentag,
Treibst mein Blut im Wellenschlag,
Dah es schwingt durch Luft und Land,
Wie die Schleuder deiner Hand."

Jedenfalls kann alle die lyrische Weichheit undträumerische Empfindung vieler Strophen nicht verhüllen, daß in diesem Gedichtband bedeutsame Ursätze zu einer Art Gedankendichtung vorliegen, die vielleicht in Feys künftigen Werken zu noch stärkerer Ausbildung gelangen wird.

Noch einige Worte über die sprachliche Seite. Fey ist kein Sucher nach neuen Formen, nach bislang nicht gehörten Wortfügungen und Bildern. Er ist durchaus kein „Moderner“ und will es offenbar auch gar nicht sein. Manche Anklänge an Frühere werden laut. Das Gedicht, das wir an erster Stelle brachten, erinnert mich an die Dichtersprache Albert Traegers (geb. 1830); hier und da mag man an Lenau, an Alexander Kauffmann oder an andere denken, und in der streng strophischen Gliederung und dem siedmäfig festen Rhythmus dieses Bändchens kommt der Geist des 19. Jahrhunderts zu Ehren. Nur selten wird man in diesem Band daran erinnert, daß auch Max Dauthenden dem Dichter bekannt war. Auf alle Fälle zeigen viele Gedichte sprachliche Melodie, und manches ruft nach musikalischer Vertonung.

Unter den drei Dichtern, die wir heute besprechen, erscheint Fey als der „bodenständigste“. Denn nicht nur strömt aus seinen Gedichten der Erdgeruch fränkischer Heimat empor, es bleibt trotz alles Grüblerischen ein Hauch von volksmäßiger Einfachheit und Einfalt.

III.

Eine anders geartete Dichterpersönlichkeit ist Josef Englert, der 1890 zu Heidingsfeld bei Würzburg geboren wurde. Vor mir liegt „Geliebte Erde“ (Felsenverlag zu Buchenbach i. Baden), ein Gedichtband in ganz besonders feiner Ausstattung. Bei den nicht gerade zahlreichen Gedichten des Bändchens lohnt es sich weit mehr als bei Fey, solcher früheren Dichter zu gedenken, auf deren Schultern der Verfasser steht, umso mehr als die ganze Haltung des Werkes unschwer auf literargeschichtliche Durchbildung des Verfassers schließen läßt. Da

kann man denn sagen, daß die Fäden bis ins 18. Jahrhundert zurückführen. Warum auch nicht? Noch jeder Künstler, noch jeder Dichter hat irgendwie an einen früheren, oft an einen ganz frühen angeknüpft, aus seinen Werken Lebenskräfte für seine eigene Kunst gesogen. Es handelt sich in solchen Fällen um geistige Verwandtschaft, die den Spätgeborenen zu den Alten hinzieht, und in solchen Zusammenhängen etwas Tadelnswertes zu finden ist töricht und ungerecht.

Wenn ich nun bei Englert Verse lese wie die folgenden:

„Wenn du, Mädchen, den frühen Nachen des Mondes
Hinschwimmen siehst durch die Wellen der Hügel
Und dir röthlich der zitternde Liebesstern
Spät noch geheime Botschaft wirkt,
O, dann gedenke des fern-entwandten Freundes“ –

so fallen mir Verse wie diese ein:

„Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergiebt und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen weh'n . . .“

So aber dichtete Klopstock (geb. 1724), der Schwelger in der Stimmungsmalerei der Abenddämmerung und der mondscheinerfüllten Nacht. Und noch eines anderen Dichters Geist steigt beim Lesen von Englerts Gedichten vor uns auf: Hölderlins, dessen zarte, in die schönste klassische Form gekleideten Gedichte die Richtung Klopstocks fortsetzen. So zeigt sich denn auch bei Englert, ohne daß es zur strengen Bindung in antike Versmaße käme, doch öfter ein Tonfall, der unbedingt an die dactylischen Rhythmen der Alten gemahnt, so in dem kleinen Gedicht „Alte Briefe“:

„Gibende Briefe gleiten
Langsam mir durch die Hände.
Einstmals klopft' dir das Herz,
Als du sie schriebst, ich sie las.
Küsse und Tränen verwehten,
Alles vergaß unser Herz.
Nur eine Welle von Duft
Steigt aus den Blättern noch auf.“

Die beiden letzten Verszeilen ergeben zusammen einen tadellosen Pentameter und es ist sehr bezeichnend für des Dichters Empfinden und ein gutes Zeugnis für sein Stilgefühl, daß er in solchen Gedichten sich des Reimes enthält. So steht also Englert auf den Schultern jener längst gewesenen Geister der an antiker Dichtung gebildeten Blütezeit deutscher Poesie. Trotzdem ist er in gewissem Sinn weit mehr ein „Moderner“ als Fey. Er arbeitet auch mit Mitteln, die erst die Dichtung der jüngsten Jahrzehnte erschlossen hat. Lesen wir daraufhin das Gedicht „Frühling“, eines der schönsten des Buches!

„Die Amseln jagen sich wieder
Im jungen Gras zu zweit.
Süße und Müdigkeit
Rinn durch die sonnenerwärmten Glieder.“

Junge Mütter schmälren Gesichts
 (Ihre Stunde ist noch darin zu lesen)
 Schieben Wägen mit schlummernden kleinen Wesen
 Durch breite Fluten Lichts.
 Bäume, zerlöst in zarte Helle,
 Grünen auf aus dem Staub der Alleen,
 Boote sind auf dem Fluß und die Wimpel wehn,
 Brücke wirft schlank sich über die Welle.
 Bald sinkt der Tag in Abendblau,
 Die Welt deckt sich mit Sternenschleiern.
 O Stunde zum Feste feiern!
 Mein Herz ist wach nach dir, o schöne Frau."

Wenn es der Dichter wagt das menschlich so schöne Bild von den jungen Müttern, die ihr Jüngstes im Kinderwagen spazieren fahren, als ein bedeutsames Zeichen des erwachten Frühlings in sein Gedicht aufzunehmen, so ist er damit durchaus ein Moderner; die Dichtung Hölderlins und auch noch viel späterer Zeit hätte etwas Derartiges unbedingt abgelehnt. Und wenn er von „Bäumen, zerlöst in zarte Helle“ spricht, wer möchte da ein durch die Eindrucks- (Impressions-) Malerei unserer Zeit gebildetes Auge verkennen?

Noch ein anderes! Mit Versen wie „die Umjeln sagen sich wieder im jungen Gras zu zweit“ oder „Wolken schwammen mit silbernen Bächen zu Tal“ umfängt uns weiche, melodische Musik. Wenn es wahr ist, daß der Mensch ein Ergebnis der Landschaft ist, aus der er erwächst, so ist Englert eines der besten Beispiele dafür. Das Maintal um Heidingsfeld ist eine Landschaft der größten Milde. Den Höhenformen ist dort schier jede Härte genommen; vor einem mild-blauen Himmel, vor ruhigballten Wolkenmassen des Sommers fallen sie, versinken sie in fabelhafter Weichheit hinab ins Tal und hinein in den Fluß, in dessen Altwässern die gelben und die weißen Rosen schwanken. Aus einer solchen Landschaft mußte einmal ein Josef Englert erwachsen.

Einiger Worte bedarf noch die dichterische Gottesvorstellung Englerts, weil gerade ihr die bedeutsamen Schlußgedichte gewidmet sind. Sein Gottesbegriff nähert sich der Vorstellung, daß das All Gott ist und daß wir „mit unsren Herzen und Händen Gott zu vollenden helfen.“ Auf die Frage: „Wer bist du doch, o Gott?“ gibt der Dichter selber die Antwort:

„Du bist die einz- und tausendfält'ge Wahrheit,
 In der geheim sich Dunkles mischt mit Klarheit.
 Wer könnte, Urkraft, dich in Kräfte trennen
 Und dich mit Wort und Eigenschaft benennen?
 Du webst in allem, dunkelst noch im Bösen.
 (Denn du kannst dich nicht aus den Dingen lösen).“

Wem fallen hier nicht die Worte ein, mit denen Goethes Faust, in der berühmten Unterredung im Garten, Gretchen über seine Gottesanschauung Aufschluß gibt? Und was will der Titel des Gedichtbandes „Geliebte Erde“ eigentlich sagen? Ähnlich wie Goethes „Ganimed“ geht auch unser Dichter am Herzen

der Natur in mystisch-verlorener Stimmung ganz in die Natur und damit in Gott auf, so wenn er an einem heißen Augusttag im tiefen Gras am Waldrand liegt:

„... Liefer sanken wir ein in Blätter, Kräuter und Moos,
Über uns fielen die Bäume, die Wipfel begruben uns sind,
Farne deckten uns zu und beerenglänzende Sträucher,
Träume kamen zu uns und Dunkel, Tod und Sterne und Gott.“ –

Von den Dichtern unserer heutigen Betrachtung ist Englert der Klassizist, insofern er entschieden an die künstlerische Kultur unserer großen klassischen Zeit anknüpft und in der eigenen künstlerischen Bändigung der Form eine hohe Stufe erreicht. Moderner Sprachgeist gibt seinem Klassizismus die besondere Färbung.

IV.

Nun hole ich aus dem Büchergestell „Das kommende Reich“, Gedichte von Friedrich Schnack (erschienen bei Jakob Hegner in Hellerau.) Dieser fränkische Landsmann ist 1888 zu Nienau bei Gemünden geboren und lebt zur Zeit in Freyung vorm Wald. In den Gedichtband muß man sich erst einlesen. Viele Gedichte werden einem zunächst absonderlich vorkommen. Sie sind in ihrer ganzen Haltung von denen Feys grundverschieden; etwas näher stehen sie Englerts Gedichten, doch ist auch davon der Abstand noch groß. Nach Stellen aus den Gedichten selber zerfällt der ganze Inhalt in die Abschnitte „Vor tausend Hügel gelagert“, „Durch ein arabisch Tor“ und „S1 ist im Haus“.

Die Form der Gedichte zeigt eine eigentümliche Mischung von Freiheit und Gebundenheit. Von dem Einhalten gleichmäßig durchgeführter Strophen, gleich langer Verszeilen ist nicht mehr die Rede; der Verston wechselt innerhalb des selben Gedichtes: die Wege des liedmäßigen lyrischen Gedichts des 19. Jahrhunderts sind verlassen. Und doch sind anderseits diese Gedichte strophisch gegliedert in einer Art, die an das alte Sonett erinnert; und doch ist der Reim beibehalten, nur fällt er oft gar nicht recht auf, weil er am Ende von viel längeren Versen steht als sie das 19. Jahrhundert je versucht oder gutgeheißen hätte. Diese Eigentümlichkeiten der Form mag die „Anrufung der Dörfer“ zeigen:

„Ihr Dörfer, voll des Mittags hoher Sonnenstille,
An Leichen, wo die zärtlichen Bergzimmeinichte erster Herzen erblühen:
Ihr seid ferne der Städte, Bergwerke, der Kasernen Mühlen,
Euch gilt noch der Gott, Sorglosigkeit der Falter und der unbeschwichtigen Grille!

„An euern Himmeln stehen am Abend auf ungetrübte Gestirne,
Ihr Dörfer, umsummt von der blauen Wärme der Tage,
Inseln der uralten Brunnen, Horte geflüstterter Kreuzwegsage,
Ihr Dörfer, Wälderbrauen finnen auf euers Hügels sanftgefurchter Stirne.

„Liegend im Schlummer der Urwelt, atmet ihr Duft triefender Honigwaben,
Leuchtend enthüllt euch, Traumidächer, Nebel der Sonnenaufgänge,
Durch eure Tore hastlose Tritte einfältiger Tiere traben.

„Zeitlose Zeiten umgrünen euch schirmend, euch lieben die schwermütigen Hirtengefäße,
Mohnrot weisen in Gärten Gesichter, lodert verborgne Mariapassion,
Unter dem höchsten Wipfel braust fröhlicher Wein, goldet der Fabeln dunkler Insektenton.“

Das sind keine „sangbaren“ Gedichte nach altem Stil, aber daß sie überhaupt nicht sangbar seien, wird man nicht ohne weiteres behaupten dürfen. Neben der Freiheit des Rhythmus fällt sofort in der Sprache die Verwendung neuer, zum Teil kühner Bilder auf. Die „zärtlichen Bergföhreinnichte“ mögen als nicht sonderlich neu erscheinen; kühner ist schon die „blaue Wärme“, noch ungewohnter „der Fabeln dunkler Insektenton“, der unter dem süßesten Wipfel „goldet“. Aber gerade diese Bilder, deren Neuheit zuerst befremdet, nehmen uns alsbald gefangen, packen uns durch ihre Kraft, laben uns durch ihre Süßigkeit und machen nicht wenige dieser Gedichte zu starken inneren Erlebnissen.

Der anscheinend weitgereiste Verfasser (die großen Städte des Morgenlandes sind ihm vertraut) erfaßt das innere Wesen der geschauten Landschaften und der in sie hineingestellten Menschen mit überraschender Sicherheit. Ruhe und Kraft holt er sich, wenn ihn in den Steinmauern der großen Städte „Gehirn und Heimweh dumpf bedrückt“, in der reinen Natur, bei der Einfalt der Landleute (siehe die „Anrufung der Dörfer“), und hier fühlt er in glücklichen Stunden die geisterhafte Nähe Gottes.

Die Drossel

„Erschüttert war die Flur, als eine Drossel auffang in der blauen Luft.
Sie hatte Gottes Baubeschritt gehört, in Traubengärten, eingeschlafnem Mohn,
Und rief ihn süß aus hellem Vogelblut – er aber schmolz unendlich hin in Duft
Und war wie Wind um weiße Lilien schon.“

Doch blieb Erschütterung, zart und sonderbar.
Geheimnisvoll gestreift lag Vorbeer um ein Haus,
Musik erglühete tief, sang eines Herzens hohe Wonne aus,
Gewässer seufzten, seltsam klar, und ruhten golden in den Wiesen unsichtbar.

Unwirklich stieg der kühle Berg herauf,
Den Stern um Stern narzissenweiß besprühete.
Vor Volk und Angesicht tat sich der Himmel auf.

Von Tau troff Frucht und Laub, die Mitternacht kam schon,
Ein Flusß erscholl, die Drossel schwieg, der Honig quoll im dunklen Kelch der Blüte,
In Traubengärten, eingeschlafnem Mohn.“

In diesem Gedicht ersteigt Friedrich Schnack die volle Höhe seiner starken Begabung. Die einzigen zwei Zeilen „... und rief ihn süß aus hellem Vogelblut – er aber schmolz unendlich hin in Duft und war wie Wind um weiße Lilien schon“ wiegen Bände von Erzeugnissen moderner Dichterlinge auf, die da gern wollten, aber nicht können – aber auch manchen goldgeschnittenen Band des 19. Jahrhunderts mit Backfischdichtung Geibelscher Nachkommenschaft. Zugleich gibt uns dieses Gedicht Auffallflusß über Schnacks dichterischen Gottesbegriff. Anders als bei Englert erscheint das göttliche Wesen bei ihm losgelöst von der Natur und über ihr stehend; darum kann er in dem ehrfurchtdurchschauerten Gedicht „Dienstbarkeit“ gleich Jüngern des Neuen Bundes den Meister einladen, Wohnung zu nehmen bei dem geringsten seiner Knechte:

... Haltet will ich dein Haus, scheuern, ein Knecht, deine Schwellen,
Hütten dein Bett vor Schlangen und Skorpionscheeren,
Weiß sei immer das Linnen, sei Diele bebreitet mit silbernen Ziegenfellen.

Öl ist im Haus, es leuchten die Lampen, wenn du verlangst nach der Speise,
Wenn du den Wein trinkst, wenn du das Brot brichst, begehrest nach Früchten und Beeren,
Gestimmt ist die Harfe, beschwichtigt der Wind, wenn du aufstehst vom Mahl und du wehst und
vergehst in dem Griff deiner Weise." —

Sahen wir bei Fey ein Vortreten des Gedanklichen im Sinne der auswertenden Betrachtung, so bemerken wir bei Fr. Schnack einen großen Reichtum von sachlichen Einzelheiten, die mit dichterischer Kraft gestaltet sind: seine Gedichte sind farbensatte Gemälde, hingeworfen mit oft verhüllter, gebändigter, zuweilen aber auch voll und stark emporquellender Glut der Empfindung.

Von unseren drei Dichtern zeigt Schnack unbestreitbar am stärksten das Streben nach einer neuen Form. Bei ihm versagt der Versuch, an frühere Zeiten und Dichter anzuknüpfen; höchstens an Gleichzeitiges oder dem Dichter wenig Vorangehendes könnte erinnert werden. Hier weht durchaus ein Hauch vom Geist des 20. Jahrhunderts. Von den Auswüchsen moderner Ausdruckskunst (des „Expressionismus“) ist aber Schnack sehr weit entfernt. Seine Dichtung zeigt im Gegenteil, daß die Möglichkeiten eines edlen Realismus noch lange nicht erschöpft sind.

